

Gottesdienst in Israels Gegenwart



EVANGELISCHER ARBEITSKREIS KIRCHE UND ISRAEL IN HESSEN UND NASSAU

Vorsitzender: Ulrich Schwemer, Pfarrer

Redaktion: Hans-Georg Vorndran

64646 Heppenheim
Theodor-Storm-Str. 10

GEDENKTAGE

Vorwort

Zur Benutzung dieses Heftes

Nach Auschwitz

50 Jahre seit der Befreiung des KZ Auschwitz/Birkenau.

27. Januar 1945 – 27. Januar 1995

Anke Joisten-Pruschke

S. 3

Dietrich Bonhoeffer

geb. 4. Februar 1906 in Breslau –
ermordet 9. April 1945 in Flossenbürg.

Hans-Jürgen Roth

S. 8

Martin Buber

8. Februar 1878 in Wien –
13. Juni 1965 in Jerusalem.

Ulrich Schwemer

S. 15

Stuttgarter Schuldbekennnis —

50 Jahre Stuttgarter Schuldbekennnis.

18./19. Oktober 1945 – 18./19. Oktober 1995

Silke Alves

S. 24

Vorwort

Der Ev. Arbeitskreis Kirche und Israel in Hessen und Nassau legt **mit diesem** Heft Materialien zu einigen Gedenktagen des Jahres 1995 vor. Sie **wurden von** dem Projektausschuß „Gottesdienst“ des Arbeitskreises erarbeitet. Da gerade in das Jahr 1995 mehrere wichtige Gedenktage fallen, wurde ein anderes, bereits begonnenes Projekt verschoben: Für das Jahr 1996 ist ein Materialheft zu Schawuot und Pfingsten in Vorbereitung.

Die Mitglieder des Projektausschusses sind sich bewußt, daß gerade für den Termin „Befreiung von Auschwitz“ dieses Heft recht knapp kommt. Für die Sonntagsgottesdienste mag es aber doch einige Anregungen geben. Es ist aber auch denkbar, zu einem anderen Zeitpunkt sich dieser Frage zu stellen.

Mancher wird sich wundern, warum ausgerechnet das Datum B. Mai 1995, 50 Jahre Kriegsende, fehlt. Dieses Datum wurde aus zwei Gründen ausgespart: Einmal ist es nicht in spezieller Weise mit der christlich jüdischen Frage verbunden. Zum anderen hat die Pfarrstelle für Friedensarbeit der EKHN es übernommen, hierfür Materialien zu erarbeiten.

Heppenheim, im Dezember 1994

Silke Alves, Anke Joisten-Pruschke, Hans-Jürgen Roth, Ulrich Schwemer

Zur Benutzung dieses Heftes

Das Heft „Gedenktage“ versteht sich als eine Veröffentlichung, die Mut machen will, eigene Erfahrungen mit Gedenktagen zu machen. Die Mitglieder des Projektausschusses haben deshalb zu jedem Gedenkdatum versucht, einen ganz persönlichen Zugang zu formulieren. Dieser kann gegebenenfalls als persönliches Zeugnis übernommen werden. Eher wollen diese unterschiedlichen Texte aber anregen, eigene persönliche Erfahrungen im Blick auf das zu bedenkende Datum zu formulieren.

Die einzelnen Anlässe des Gedenkens sind auch sehr unterschiedlich. So sind die Texte für den Gedenktag „Befreiung von Auschwitz“ und „Ermordung Dietrich Bonhoeffers“ so formuliert, daß sie in gottesdienstlichem Rahmen verwendet werden können.

Der „30. Todestag Martin Bubers“ ist eher im Rahmen einer Erwachsenenbildungsmaßnahme zu behandeln. Die aus dem dreibändigen Werk „Briefe“ ausgewählten Texte wollen Martin Buber jenseits seiner philosophischen und theologischen Arbeit vor allem als Bürger einer Stadt, als Familienvater und als Ehemann nahebringen.

„50 Jahre Stuttgarter Schuldbekentnis“ wiederum mag in Kirchenvorständen aber auch im Gottesdienst bedacht werden. Der Versuch, das Schuldbekentnis in unsere Zeit fortzuschreiben, versteht sich als Anregung, ausgehend von den Aussagen der

Kirche direkt nach dem Krieg den gesellschaftlichen Auftrag von Christen in unserer Zeit zu formulieren. Diese Formulierungen können in den Gemeinden vor Ort aktualisiert werden. Gerade in der Konkretion an bestimmten Begebenheiten wird ein Schuldbekenntnis zu einer sehr persönlichen Aussage und Aufforderung zur Umkehr.

NACH AUSCHWITZ -

50 Jahre seit der Befreiung des KZ Auschwitz/Birkenau

27. Januar 1945 – 27. Januar 1995.

Anke Joisten-Pruschke

Ich bin im Jahr 1960 geboren – eine Nachgeborene also. Und trotzdem ist mir dieses Datum – dieses „nach Auschwitz“ – so wichtig geworden. Ich erinnere mich noch gut an das Ereignis, das mich nachfragen ließ nach dem, was damals geschehen war, wie es meine Eltern und Großmütter erlebt hatten und das dazu führte, daß ich mich historisch damit auseinandersetzte. Es war ein schwieriger, z.T. schmerzlicher Prozeß und doch ein sehr heilsamer. Weihnachten 1970 – meine Großmutter erhielt Post vom Internationalen Roten Kreuz, in dem ihr mitgeteilt wurde, daß ihr Ehemann bei El-Alamein gefallen sei. Beigelegt waren ein paar Habseligkeiten meines Großvaters. Wieso mußte er sterben? Warum machte er da mit? Wie lebte man unter den Nationalsozialisten und wie erging es anderen Mitmenschen in dieser Zeit? Meine Großmutter und meine Eltern erzählten von ihren Erlebnissen, ihren Erlebnissen in Berlin und Rüsselsheim. Langsam wurde deutlich, daß die Nazis nicht nur den 2. Weltkrieg für ihre aberwitzigen Pläne vom Zaun gebrochen hatten, sondern daß sie jüdische Mitmenschen millionenfach ermordet hatten. Im Religionsunterricht wurde mir in der 9. Klasse deutlich gemacht, daß Jesus Jude war. Aber wenn Jesus Jude war, wieso konnten Deutsche, Christen, so etwas ihren Nächsten, den Juden, antun? Langsam dämmerte es mir, daß die Ursachen tief in historischen, gesellschaftlichen, sozialen und nicht zuletzt auch theologischen Gedankengängen eingebettet sind und, daß es einer grundlegenden Neubesinnung bedarf, wollte man aus diesen Verstrickungen und Verkettungen herauskommen. Ich bin zwar eine Nachgeborene, doch bin ich ein Kind meiner Eltern und die ihrer Eltern. Wir sind eingebunden in die unseligen geistigen und moralischen Denkschemata unserer vorherigen Generationen. Das heißt, daß selbst 1995 die „Erinnerungen unlösbar verwoben sind in jeden Lebensalltag, der hinter mir liegt, auch in mein Heute und – falls es das gibt – in mein Morgen“ (*Jelena Bonner, aus: Jüdischer Kalender, Hrsg. Henryk M Broder/Hilde Recher, Augsburg, 1994*). Dies bindet uns an das Datum „nach Auschwitz“ und seine Konsequenzen haben wir auch theologisch zu bedenken.

Für die Theologie hat dies m. E. der Theologe *Friedrich-Wilhelm Marquardt* in eindrücklicher Weise herausgearbeitet:

„Das Datum unserer Lebenszeit bindet uns an die Opfer des Christentums. Das ist ethisch wahr. Die von uns Deutschen auch ermordeten Sinti und Koma, Polen und Russen, Homosexuellen und Kommunisten, Kranken und Intellektuellen — und schon vorher: Hexen, Ketzer und Freigeister — fordern jeder auf seine Weise auch christliche Umkehr heraus; denn auch gegen deren Ermordung gab es keinen umfassenden christlichen Widerstand, im Gegenteil gab es vernichtende pseudochristliche Unwert-

4 Gedenktage

urteile: eines religiös erhöhten Nationalismus gegen **die Ausländer**, eines sexuellen Moralismus gegen Homosexuelle, der Thron- und **Altarideologie gegen** Kommunisten, des Schöpfungsordnungswahns gegen fahrende **Zigeuner usw.** **Aber** haben wir es hierbei mit der Wurzel Fremdenhaß zu tun, so sind die **christlichen Verbrechen am jüdischen Volk** aus anderer Wurzel gewachsen: aus der Wurzel **des Nächstenhasses**. Kein Pole, kein Kommunist, kein Zigeuner steht in der Bibel; **aber Israel** steht in der Bibel. Was Christen 'Wort Gottes' nennen, hat ihnen das jüdische **Volk** immer zur Mutter, zum Vater, zur Schwester, zum Bruder – das ganze Volk: **zum** Propheten gemacht. Und die Abgründe des christlichen Antijudaismus beruhen nicht darauf, daß das Fremde nicht getragen wurde, sondern daß wir das Fremde als das Nächste verneinten. Einem Christen sind die Opfer des Christentums nicht alle gleich. Wir sind in vielen Wurzeln böse und bedürfen einer sehr komplizierten Wurzelbehandlung. Dazu gehört nun auch die Annahme der spezifisch theologischen Enge, daß das ethische Motiv und die historische Datierung unserer Lebenszeit uns unvergleichlich an Israel binden, das wir gehaßt und mitvernichtet haben, nicht, weil es uns fremd und fern, sondern im Worte Gottes einzigartig verwandt und nahe war. Das heißt aber für das Theologische: So datiert, wie wir sind, bindet uns alles, was wir heute allenfalls noch von Gott sagen möchten, aufs neue an das, was wir von Israel her hören und auf Israel antwortend sagen können. Und es bindet uns als Gebot Gottes und unter dem Schwur unserer Selbstverpflichtung – „Nie wieder ...“ – so, daß wir „nie wieder“ das Nächste als das Fremde verneinen und verfolgen, sondern das Andere als das uns Nahe, ja als das Nächste unserer selbst bejahen“.

aus: Friedrich-Wilhelm Marquardt, Entwurf zu einer christlichen Theologie des Bundes, in: Lernen in Jerusalem - Lernen mit Israel. Anstöße zur Erneuerung in Theologie und Kirche, Hrsg. Martin Stöhr, Veröffentlichungen aus dem Institut Kirche und Judentum VIKJ, Berlin, 1993, S.97f.

Gedanken zum Predigttext für den 4. Sonntag nach Epiphania; Jes. 51, 9–16:

„Wach auf, wach auf, zieh Macht an, du Arm des Herrn! Wach auf, wie vor alters zu Anbeginn der Welt! Warst du es nicht, der Rahab zerhauen und den Drachen durchbohrt hat? Warst du es nicht, der das Meer austrocknete, die Wasser der großen Tiefe, der den Grund des Meeres zum Wege machte, daß die Erlösten hindurchgingen? So werden die Erlösten des Herrn heimkehren und nach Zion kommen mit Jauchzen, und ewige Freude wird auf ihrem Haupte sein. Wonne und Freude wird sie ergreifen, aber Trauern und Seufzen wird von ihnen fliehen.

Ich, ich bin euer Tröster! Wer bist du denn, daß du dich vor Menschen gefürchtet hast, die doch sterben, und vor Menschenkindern, die wie Gras vergehen, und hast des Herrn vergessen, der dich gemacht hat, und hast dich ständig gefürchtet den ganzen Tag vor dem Grimm des Bedrängers, als er sich vornahm, dich zu verderben? Wo ist nur der Grimm des Bedrängers? Der Gefangene wird eilends losgegeben, daß er nicht sterbe und begraben werde und daß er keinen Mangel an Brot habe. Denn ich bin der Herr, dein Gott, der das Meer erregt, daß seine Wellen wüten – sein Name heißt Herr Zebaoth –; ich habe mein Wort in deinen Mund gelegt und habe dich unter dem Schatten meiner Hände geborgen, auf daß ich den Himmel von neuem ausbreite und die Erde gründe und zu Zion spreche: Du bist mein Volk“.

Jesaja 51, 9-16

Mehrmals las ich den Text durch, beeindruckt von der Kraft hebräischer Poesie blieb ich stets am letzten Satz hängen, wo Gott durch den Propheten Israel zuspricht: Du bist mein Volk. Hier wurde nicht ich — die Christin — angesprochen, sondern Israel — das jüdische Volk. Doch wie oft wurde und wird in Predigtmeditationen und selbst in Predigten, das: „Du bist mein Volk“ vereinnahmend auf uns Christen übertragen. Das christliche Volk als das Volk des neuen Bundes, löste den alten Bund ab. Und noch stärker — so als existiere das Judentum überhaupt nicht mehr — löst die Kirche Israel ab, spricht man Israel seine Erwählung durch Gott und seine Gnadengaben ab. Wie oft kann man solche Gedanken heute noch zu hören bekommen — und dies nach Auschwitz. Wie begrenzt und eng ist Gott hier gedacht. Gott erwählte das jüdische Volk und ging mit ihm eine besondere und enge Beziehung ein und diese Beziehung wurde nicht aufgekündigt, wie wir auch von Paulus wissen: „So sage ich nun: Hat denn Gott sein Volk verstoßen? Das sei ferne!“ (*Röm. 11,1*). Durch Jesus Christus haben wir Christen Anteil an der Erwählung. Kein neuer Bund - sondern eine erneuerte Bestätigung des Bundes. Gott begegnet Juden wie Nichtjuden auf ihrem je eigenen Weg zum gemeinsamen Ziel.

Josel Rakover rechtet mit Gott:

(aus: Roman Brandstetter, Josel Rakover rechtet mit Gott, in: Hiob 1943, Ein Requiem auf das Warschauer Ghetto, hrsg. Karin Wolff, 1983, S.274ff)

„Sei gepriesen, Herr,
daß du mich zu einem Sohn Israels gemacht hast —
einem Sohne des unglücklichsten
aller Völker der Erde.
Ich glaube an Dich —
Gott Abrahams, Isaak und Jakobs —
obwohl Du alles getan hast,
damit ich nicht an Dich glaube.

Ich glaube an Dein Gesetz,
obwohl Deine Taten
aller Gerechtigkeit bar sind.

Sag, Herr,
was willst Du noch gegen uns tun,
bevor Du Dein Antlitz
uns wieder zukehrst?

Dürfen es nicht wissen —
die Gequälten
Erniedrigten
lebendig Begrabenen
Geschändeten
Verbrannten
Bespienen —
wie lange Dein Zorn währt?

6 Gedenktage

Herr, Herr!
Bist Du unser Gott?
Bist Du der Gott der Mörder?

Herr, in den Bitternissen meiner Seele,
kann ich nicht das Böse rühmen,
das Du Deinem Volke antust.
Doch ich rühme Deine fürchterliche Größe,
die entsetzlich ist, machtvoll und unbeirrt.
Denn das Leiden,
das Du uns auferlegt,
hat Dich nicht verringert
noch ins Wanken gebracht.
Herr, ich kam auf die Welt,
um an Dich zu glauben
und Deine Gebote zu halten
und Deinen Namen zu ehren –
Du aber hast alles getan,
damit ich nicht an Dich glaube.
Doch Du bringst mich nicht von
meinem Wege ab,
o Du mein Gott,
Gott meiner Väter!
Nie und nimmer soll Dir das gelingen!
Du nahmst mir die Frau
und die Kinder
und das Haus
und die Habe –
Du machtest mich zum Fetzen Fleisch,
unter tolle Hunde geworfen.
Du brandmarktetest mich mit dem
Mal der Schande.
Aber ich höre nicht auf, an Dich zu glauben,
und ich werde Dich lieben
Dir selber zum Trotz,
Deinem Willen zum Trotz –
GOTT,
der Du alles getan hast,
damit ich an Dir zweifle.

SCHEMA ISRAEL, ADONAJ
ELOHENU, ADONAJ ECHAD! "

Nach Auschwitz:
Wer ist Gottes Volk? Wer hat Gott vergessen?



Meditation für die Predigt:

NACH AUSCHWITZ

Wer ist Gottes Volk
Wer hat Gott vergessen

Vergessen
Erinnern
Erinnern lassen
Erinnert werden
Pflichtübungen
Lippenbekenntnisse

Nach Auschwitz
Wer ist Gottes Volk
Wer hat Gott vergessen
Erinnern
Lassen wir uns erinnern
werden wir erinnert
„dein Christus ein Jude“
6 Millionen ermordete Juden im Dritten Reich
Eine Kirche, die auf andere Menschen zugeht
nicht nur auf Christen
Nächstenliebe, nicht Nächstenhaß
Begegnung, nicht Ausgrenzung

Nach Auschwitz
Wiederaufbau
Wohlstand
Wohlanständigkeit
Selbstzufriedenheit
Vergessen

Nach Auschwitz
Fremdenhaß
Fremdenverachtung
Nazi-Richter wieder an bundesdeutschen Gerichtshöfen
Juristen, die die Nürnberger Rassegesetze verfaßten,
kommentieren das Grundgesetz
Schändung von jüdischen Friedhöfen
Anschläge auf Synagogen
Auschwitz-Lüge
Verleugnung
Verdrängung
Vergessen

8 Gedenktage

Wer ist Gottes Volk
Wer hat Gott vergessen
Aus Blindheit und Schuld
zur Umkehr gerufen
bezeugt die EKHN
neu
die bleibende Erwählung der Juden
und Gottes Bund mit ihnen.
Das Bekenntnis zu Jesus Christus
schließt dieses Zeugnis ein.

Chance für die Begegnung von heute
und morgen
Schmerzliche Trauerarbeit
Begegnung mit der Vergangenheit
keine Lippenbekenntnisse
keine Pflichtübungen
Erinnert werden
Erinnern lassen
Erinnern

Liedvorschläge:

EG 11, 1+2
EG 254, 1 + 2
EG 613 „Freunde, daß der Mandelzweig wieder blüht“
EG 171 „Bewahre uns Gott, behüte uns Gott“

DIETRICH BONHOEFFER

geb. 4. Februar 1906 in Breslau –
ermordet 9. April 1945 in Flossenbürg.
Hans-Jürgen Roth

„Die Kraft der Erinnerung kommt aus der Dankbarkeit“.
Dietrich Bonhoeffer – mitgeteilt von seiner Zwillingsschwester Sabine Leibholz-Bonhoeffer: 'Weihnachten im Hause Bonhoeffer', Wuppertal, 2. Aufl. 1972, S. S.

Besuch in Flossenbürg

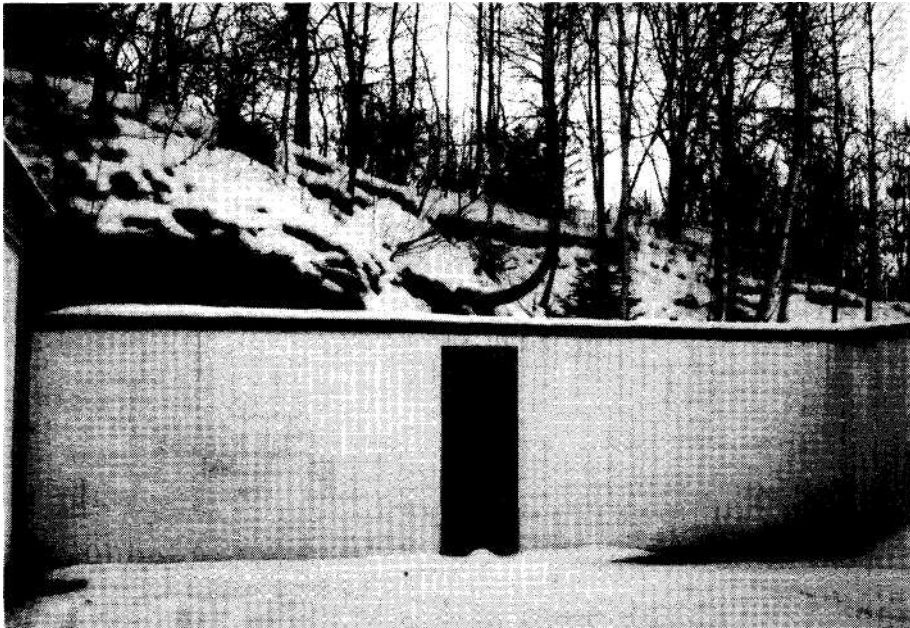
Langsam fahren wir auf das Gelände des früheren Konzentrationslagers Flossenbürg zu. Zur Vorbereitung einer Gemeindereise wollen wir den Ort aufsuchen, an dem Dietrich Bonhoeffer hingerichtet wurde. Was erwartet uns?
Wir haben gelesen, daß auf dem ansteigenden Teil des Geländes, wo die Häftlingsbaracken standen, in den 50er und 60er Jahren eine Siedlung entstanden ist. `Sudeten-

flüchtlinge' sagten wir damals. Kleine Anbauten an den Häusern verraten den eingekehrten Wohlstand. Wir gehen an einem großen, zweistöckigen Steingebäude vorbei, ein Schild kennzeichnet es als Wirtshaus und nennt die Biermarke, die hier ausgeschenkt wird. Ursprünglich gebaut als SS-Kommandantur und Kasino für die Wachmannschaften.

Wir sind an einem kalten Februartag hierhergekommen, Schnee und Eis bedecken den Platz, die Straßen, die Häuser, die Wege. Wir gehen durch einen Zaun von Sträuchern, deren Zweige vom Schnee gebeugt sind. Wir überqueren den früheren Appellplatz, Ort ohnmächtigen Wartens und der Erniedrigung. Aus dem Schneefeld vor uns ragen da und dort Steine heraus, Steine des Gedenkens. Die Häftlinge hatten Schwerstarbeit im nahen Steinbruch zu leisten. Die Schneefläche ist von hohen Bäumen eingefasst.

Der Weg windet sich nach rechts und führt durch eine Mauer in einen inneren Hof, den früheren Arresthof. In dem Gebäude an der Breitseite gegenüber sind Zellen und Gerichtsräume erhalten – und der Raum der Hinrichtungen: die Haken, der Balken. Dort lesen wir in einer Niederschrift eines Häftlings, verfaßt in der Nacht vor der Befreiung am 23. April 1945, als die SS das Lager schon verlassen hatte: „Die Hinrichtungen sind in der letzten Zeit so gestiegen, daß man 6 Haken in die Wand hineinmachen ließ, worauf man dann den Querbalken für den Galgen auflegen und wieder abnehmen konnte. Außerdem hat man in den letzten Monaten einen Bretterschlag in der westlichen Wand angebracht, wo die Leute dann erschossen worden sind“.

Hier wurden sie am Morgen des 9. April 1945 zwischen 5 und 6 Uhr hingerichtet, Verschworene des 20. Juli 1944. Wir stehen vor der Gedenktafel in der westlichen Wand, lesen die Namen: D. Dietrich Bonhoeffer – Wilhelm Canaris – Ludwig Gehre – Hans Oster – D. Friedrich von Rabenau – Dr. Karl Sack – Dr. Theodor Strunck.



Die innere Erregung findet nur Bruchstücke der Erinnerung an diese Männer und ihre Entscheidungen. Die entsetzliche Konsequenz der Vernichtung: sie sollten nicht überleben, wenn die Gewalthaber selber untergingen. Und der entsetzliche Gehorsam von Richtern und Henkern: es war kein blinder, sondern ein sehender Gehorsam.

Das Licht der weißgekalkten Wände des Arrestbaus und der Mauer vermischte sich mit dem Widerschein des Schnees. Eine frostig-bleiche Todesstimmung breitet sich aus. Der Februarhimmel, der durch die kahlen Stämme auf dem hinter der Mauer ansteigenden Hügel hindurchscheint, läßt das Licht der Sonne mehr ahnen als daß es deutlich zu sehen wäre. Aber doch kündigt es von Leben und Wärme. Was wird bleiben?

Die Blicke gehen zur Tafel des Gedenkens zurück: „...sie gaben ihr Leben für Freiheit, Recht und Menschenwürde“ – für meine Freiheit, für mein Recht, für meine Menschenwürde – und für die Freiheit der anderen, für ihr Recht, für ihre Menschenwürde – heute und morgen.

Aus dem SS-Gefängnis Prinz-Albrecht-Straße in Berlin schickt Dietrich Bonhoeffer zum Jahreswechsel 1944/45 seiner Braut, seinen Eltern und Geschwistern als Weihnachtsgruß das Gedicht:

Von guten Mächten treu und still umgeben,
behütet und getröstet wunderbar,
so will ich diese Tage mit euch leben
und mit euch gehen in ein neues Jahr.

Noch will das alte unsere Herzen quälen,
noch drückt uns böser Tage schwere Last,
ach, Herr, gib unsern aufgeschreckten Seelen
das Heil, für das Du uns bereitet hast.

Und reichst du uns den schweren Kelch, den bitteren
des Leids, gefüllt bis an den höchsten Rand,
so nehmen wir ihn dankbar ohne Zittern
aus Deiner guten und geliebten Hand.

Doch willst Du uns noch einmal Freude schenken
an dieser Welt und ihrer Sonne Glanz,
dann wolln wir des Vergangenen gedenken,
und dann gehört Dir unser Leben ganz.

Laß warm und still die Kerzen heute flammen,
die Du in unsre Dunkelheit gebracht,
führ, wenn es sein kann, wieder uns zusammen.
Wir wissen es, Dein Licht scheint in der Nacht.

Wenn sich die Stille nun tief um uns breitet,
so laß uns hören jenen vollen Klang
der Welt, die unsichtbar sich um uns weitet,
all Deiner Kinder hohen Lobgesang.

12 Gedenktage

Von guten Mächten wunderbar geborgen,
erwarten wir getrost, was kommen mag.
Gott ist mit uns am Abend und am Morgen
und ganz gewiß an jedem neuen Tag.

vgl: EG 65

In einer Taufpredigt im Mai 1944 schreibt er über die Aufgaben eines Christenmenschen in der kommenden Zeit:

„Christsein wird heute nur in zweierlei bestehen:
im Beten und
im Tun des Gerechten unter den Menschen“.

aus: *Bonhoeffer, Dietrich; Widerstand und Ergebung, 1951, S. 207.*

Beten und Tun des Gerechten können Leitworte einer Ansprache sein.

Leitwort: **Beten.**

Zu Weihnachten 1943 verfaßt Dietrich Bonhoeffer 'Gebete für Mitgefangene'. Neben Morgen- und Abendgebeten findet sich auch ein 'Gebet in besonderer Not'.

Herr Gott,
großes Elend ist über mich gekommen.
Meine Sorgen wollen mich erdrücken.
Ich weiß nicht ein noch aus.
Gott sei gnädig und hilf.
Gib Kraft zu tragen, was du schickst.
Laß die Furcht nicht über mich herrschen,
sorge Du väterlich für die Meinen,
für Frau und Kinder.

Barmherziger Gott, vergib mir alles,
was ich an Dir
und den Menschen gesündigt habe.
Ich traue Deiner Gnade und gebe mein
Leben ganz in Deine Hand.
Mach Du mit mir, wie es Dir gefällt und
wie es gut für mich ist.

Ob ich lebe oder sterbe, ich bin bei Dir
und Du bist bei mir, mein Gott,
Herr, ich warte auf Dein Heil
und auf Dein Reich.
Amen.

aus: *Bonhoeffer, Dietrich; Widerstand und Ergebung, 1951, S. 100f.*

Leitwort: **Tun des Gerechten.**

Dietrich Bonhoeffer entscheidet sich bald nach Beginn des Krieges dafür, sich mit seinen Auslandskontakten dem konspirativen Widerstand gegen Adolf Hitler und das NS-System zur Verfügung zu stellen. Diese politische Entscheidung trifft er als seine Entscheidung in der Nachfolge Jesu Christi. Er steht damit im Gegensatz zu vielen Brüdern und Freunden in der Bekennenden Kirche, die ihren Dienst als Soldaten als nationalen solidarischen Dienst verstehen. Seiner späteren Braut, Maria von Wedemeyer, gegenüber begründet er diesen Entschluß im Oktober 1942. Ihr Vater war 7 Wochen zuvor vor Stalingrad gefallen. Sie schreibt in ihrem Tagebuch über dieses Gespräch:

„Er (= Dietrich Bonhoeffer, Anm.d.Verf.) sagte, bei uns beruhe es auf Tradition, daß die Jungen sich freiwillig als Soldaten stellten und auch ihr Leben ließen für eine Sache, die sie möglicherweise gar nicht bejahten. Es müsse aber auch Menschen geben, die nur nach ihrer Überzeugung kämpfen könnten. Bejahten sie den Kriegsgrund, dann gut. Sei dies aber nicht der Fall, so könnten sie dem Vaterland am besten mit einem Wirken an der inneren Front, vielleicht auch einem Wirken gegen das Regime nützen. Es wäre daher ihre Aufgabe, so lang wie möglich vom Dienst der Wehrmacht fernzubleiben – und sogar unter Umständen, falls sie es mit ihrem Gewissen nicht vereinbaren können, Kriegsverweigerer zu sein (*Tagebuch, 15. Oktober 1942*) ... Jetzt weiß ich, ein Mann wie Dietrich, der wirklich eine innere Mission fühlt, seinem Vaterland zu helfen und eine Persönlichkeit ist, die zu einem objektiven Urteil fähig ist, tut recht daran, wenn er auf einem anderen Wege Deutschland nützt und so lange wie möglich vom Wehrdienst fortbleibt. Aber es gibt nur wenige, sehr wenige solche Menschen. Und es ist sehr verantwortungsvoll wirklich das rechte zu finden (*Tagebuch, 16. Oktober 1942*)”.

aus: *Brautbriefe Zelle 92, München 1992, S.273.*

Dietrich Bonhoeffer, der von dem Scheitern des Anschlags gegen Hitler im Gefängnis erfährt, schreibt einen Tag später am 21. Juli 1944, an seinen Freund Eberhard Bethge, zu dieser Zeit als Soldat in Italien:

„... ich erfahre es bis zur Stunde, daß man erst in der vollen Diesseitigkeit des Lebens glauben lernt. Wenn man völlig darauf verzichtet hat, aus sich selbst etwas zu machen – sei es einen Heiligen oder einen bekehrten Sünder oder einen Kirchenmann (eine sogenannte priesterliche Gestalt), einen Gerechten oder Ungerechten, einen Kranken oder einen Gesunden – und dies nenne ich Diesseitigkeit, nämlich in der Fülle der Aufgaben, Fragen, Erfolge und Mißerfolge, Erfahrungen und Ratlosigkeit leben, – dann wirft man sich Gott ganz in die Arme, dann nimmt man nicht mehr die eigenen Leiden, sondern das Leiden Gottes in der Welt ernst, dann wacht man mit Christus in Gethsemane, und ich denke, das ist Glaube, das ist ‚Metanoia‘; und so wird man ein Mensch, ein Christ (vgl. Jerem. 45!). Wie sollte man bei Erfolgen übermütig oder an Mißerfolgen irre werden, wenn man im diesseitigen Leben Gottes Leiden mitleidet? ... Ich bin dankbar, daß ich das habe erkennen dürfen und ich weiß, daß ich es nur auf dem Wege habe erkennen können, den ich nun einmal gegangen bin. Darum denke ich dankbar und friedlich an Vergangenes und Gegenwärtiges“.

aus: *Widerstand und Ergebung, 1951, S. 248f.*

Über den Mitgefangenen im SS-Gefängnis in Berlin schreibt Fabian von Schlabrendorff, ein Vetter seiner Braut:

„Immer war er guter Laune, immer gleichbleibend freundlich und gegen jedermann zuvorkommend, so daß er zu meinem eigenen Erstaunen binnen kurzer Frist seine nicht immer von Menschenfreundlichkeit erfüllten Wächter psychisch kaptiviert hatte. In dem Verhältnis zwischen uns war bezeichnend, daß er eher immer der Hoffnungsvolle war, während ich zuweilen unter Depressionen litt. Immer war er es, der einem Mut und Hoffnung zusprach, der nicht müde wurde zu wiederholen, daß nur der Kampf verloren ist, den man selbst verloren gibt. Wieviel Zettel hat er mir zugesteckt, auf denen der Bibel entnommene Worte des Trostes und der Zuversicht von seiner Hand geschrieben waren“.

aus: Brautbriefe Zelle 92, München 1992, S. 207.

Die letzten Wochen und Stunden

Dietrich Bonhoeffer wurde mit anderen Gefangenen des 20. Juli im Februar 1945 zunächst nach Buchenwald gebracht. Am Dienstag nach Ostern, am 3. April, wird er einem Transport nach Süden angeschlossen. Die Gefangenen werden in einer Schule in Schönberg/Krs. Weiden (Oberpfalz) untergebracht. Am Sonntag nach Ostern, dem 8. April, hält er dort eine Morgenandacht zur Tageslosung Jes. 53,5: „durch seine Wunden sind wir geheilt“ und zum Lehrtext 1. Petr. 1,3: „Gelobt sei Gott, der Vater unseres Herrn Jesus Christus, der uns nach seiner großen Barmherzigkeit wiedergeboren hat zu einer lebendigen Hoffnung durch die Auferstehung Jesu Christi von den Toten“. „Gefangener Bonhoeffer, fertigmachen und mitkommen“. Einem britischen Mitgefangenen, Payne Best, trägt er Grüße auf an George Bell, Bischof von Chichester, mit den Worten: „Das ist das Ende – für mich der Beginn des Lebens“. Er wird in das KZ Flossenbürg gebracht. Dort werden in der Nacht standgerichtliche Verfahren gegen ihn, Wilhelm Canaris, Ludwig Gehre, Hans Oster, Friedrich v. Rabenau, Karl Sack und Theodor Strunck abgehandelt. Die Hinrichtungen erfolgten durch den Strang zwischen 5 und 6 Uhr am 9. April. Die Leichname wurden mit der persönlichen Habe der Ermordeten verbrannt.

Eine Gedenktafel im hinteren Hof neben dem Arrestbau erinnert an diese Hinrichtungen. Sie trägt die Inschrift: Im Widerstand gegen Diktatur und Terror gaben ihr Leben für Freiheit, Recht und Menschenwürde: D. Dietrich Bonhoeffer – Wilhelm Canaris – Ludwig Gehre – Hans Oster – D. Friedrich von Rabenau – Dr. Karl Sack – Dr. Theodor Strunck. Das Kreuz über den Worten weist hin auf das Bibelwort: 2. Tim. 1,7 „Gott hat uns nicht gegeben einen Geist der Furcht, sondern der Kraft, der Liebe und der Besonnenheit“.

Am 27. Juli 1945 wird von Bischof Bell ein Gedächtnisgottesdienst an Dietrich Bonhoeffer in der Holy Trinity Church in London gehalten, welchen die Berlin-Brandenburgische Kirche zum 20. Juli 1945 verweigert hatte, weil sie den Anschlag auf Adolf Hitler nie gutheißen könne. Die Eltern Bonhoeffer hören in Berlin die Rundfunkübertragung des Gottesdienstes in London. Es gibt ihnen die letzte Gewißheit von der Ermordung ihres Sohnes Dietrich. Zuvor hatte sie auf ähnlich verschlungenen Wegen die Nachricht von der Ermordung ihres Sohnes Klaus und ihrer Schwieger-söhne Hans v. Dohnany und Rüdiger Schleicher durch die Gestapo bzw. SS erreicht.

(Ausführlich bei Eberhard Bethge: Dietrich Bonhoeffer, München 1967, S.1030ff.).

Vorschlag eines Gebetes

Vorspruch könnte ein Wort Dietrich Bonhoeffers sein oder 2.Tim. 1,7 oder die Stichworte Freiheit, Recht, Menschenwürde.

Gott, Du gibst uns mit Dietrich Bonhoeffer und denen, die als Frauen und Männer des Widerstandes ermordet wurden, ein Zeugnis des Mutes und der Hoffnung, auch gegen das Scheitern. Dafür danken wir Dir. Leite unsere Gedanken, wenn wir fragen, was ihr Zeugnis für uns bedeutet, welche Entscheidungen wir heute zu treffen haben. Hilf uns erkennen, was vor Dir gerecht ist, was Deinem Willen entspricht, und gib uns den Mut auch so zu handeln.

Du hast Dich zu den Verachteten und Leidenden gestellt. Gib uns Deinen Geist der Kraft und der Liebe, daß wir dem Mitleiden nicht ausweichen, daß wir tun, was Deine Liebe uns sagt.

Gott, lehre uns beten um Deinen Segen für das, was wir tun, lehre uns beten dort, wo wir ratlos sind, dort wo wir scheitern. Wir bitten Dich um die Hoffnung, daß Du auch durch unser Scheitern hindurch Deinen guten Willen durchsetzt.

Wir denken an Frauen und Männer, die öffentliche Verantwortung tragen, daß sie den Versuchungen der Macht nicht erliegen, daß sie für die Würde, die Freiheit und das Recht jedes Menschen eintreten. Wir denken an alle, die anderen Menschen ausgeliefert sind, an die, die wegen ihres politischen Handelns oder um ihres Glaubens willen verfolgt werden: Gott, zerbrich allen bösen Willen und hindere die Taten der Gewalt. Befähige uns und andere, sich für Verfolgte persönlich einzusetzen. Amen.

Liedvorschläge:

EG 65 — Von guten Mächten treu und still umgeben

EG 262/263 — Sonne der Gerechtigkeit

EG 265 — Nun singe Lob, du Christenheit

EG 269 — Christus ist König, jubelt laut (engl. Text von George Bell, Bischof von Chichester, 1931, Freund und Gesprächspartner Dietrich Bonhoeffers)

Gebete von Dietrich Bonhoeffer: EG 855, 926 und 927.

MARTIN BUBER

8. Februar 1878 in Wien —

13. Juni 1965 in Jerusalem.

Ulrich Schwemer

Ich lebe in der Stadt, die Martin Buber in seinem berühmt gewordenen Ausspruch über den Wormser Friedhof so geheimnisvoll andeutet: „Ich lebe nicht fern von der Stadt Worms ...“

Ich lebe in dieser Stadt, in Heppenheim, heute nicht mehr ganz so unbekannt, daß man ihren Namen nicht nennen müßte. Sie ist nicht nur größer geworden, hat sich nicht nur

16 Gedenktage

in die einstmals versumpfte Ebene hinausgedehnt. Nein, sie ist nicht zuletzt durch die Erinnerung an den Mann über Deutschland hinaus bekannt geworden, der 22 Jahre in ihren Mauern gelebt hat.

Doch diese Stadt wurde unbewohnbar für ihn, nachdem Bürger dieses Ortes oder aus anderen Ortschaften nicht nur die schöne Synagoge Heppenheims angezündet und zerstört hatten, sondern auch sein Haus demoliert und seine vielen Bücher auf die Straße geworfen hatten.

Welch ein Gewinn hätte es für diese Stadt sein können, wenn Martin Buber ein Bürger dieser Stadt hätte bleiben können bis zu seinem Tod im Jahre 1965. Er starb in Jerusalem, dem Ort generationenalter Erinnerungen und Hoffnungen, dem Ort der Sehnsucht auch der modernen zionistischen Bewegung, der Martin Buber sich verbunden wußte. Aber letztlich war er doch gezwungen worden, seinen Wohnort zu verlassen und in fremder Umgebung zu wohnen.

Sein Name kommt heute in Heppenheim noch vor. Sein Wohnhaus heißt heute „Martin-Buber-Haus“ und beherbergt den „Internationalen Rat Juden und Christen“. Eine Schule in der Nähe des Wohnhauses heißt „Martin-Buber-Schule“, auch eine Straße ist nach ihm benannt. Doch ist auch die Person noch gegenwärtig? Mein Weg führt mich oft durch den Heppenheimer Bahnhof und die Walther-Rathenau-Straße hinauf in die Werlestraße und in die Stadt. Auf dem Weg hätte ich Martin Buber begegnen können. Denn es war sein Weg, wenn er von zu Hause zum Bahnhof ging, um nach Frankfurt zu fahren, zum „Jüdischen Lehrhaus“, zu Franz Rosenzweig oder in die Universität.

Eine kleine Anekdote läßt Erinnerungen an diesen besonderen Mann wach werden: Auf dem Heppenheimer Bahnhof kommt ein Gast der Familie an und fragt einen Bahnbeamten, ob er ihm sagen könne, wo Martin Buber wohne. Zunächst weiß der mit der Person nichts anzufangen. Dann sagt er plötzlich: „Ist das nicht der kleine Herr, der beim Gehen denkt?“

So stelle ich ihn mir vor: In Gedanken versunken, seine Vorlesung in Frankfurt bedenkend, wandert der Denker durch die Straßen des Heppenheimer Jugendstilviertels. Gerne wäre ich ihm auf diesem Weg begegnet. Oder hätte er mich gar nicht wahrgenommen? Schwebte er vielleicht über all den Alltagsfragen und -nöten?

Ziehe ich aber meine Straße weiter Richtung Stadt, überquere die Hauptstraße, die einst auch Martin Buber überqueren mußte - freilich bei viel geringerem Verkehr — stehe ich bald vor dem Haus, das einstmals sein Wohnhaus war. Da wird dieser Denker, Philosoph, Theologe, Wissenschaftler unversehens zum Familienvater. Mit den ganz alltäglichen Sorgen, die Eltern in einer Familie im Blick auf die Entwicklung ihrer Kinder hatten und haben. Vielleicht war er auch seinen Kindern ein wenig entrückt, vielleicht hätten sie gerne mit ihm noch mehr gesprochen. Doch Gedanken hat er sich schon gemacht über Erziehung, Schule, berufliches Fortkommen seiner Kinder.

Ahnen kann ich nur, was ich nicht mehr sehe, wovon aber sein Sohn in seinen Erinnerungen erzählt. Den schönen Garten, der liebevoll von Frau Buber gepflegt wurde und

der ihr immer wieder Anlaß war, Martin Buber vom Schreibtisch wegzulocken und ihn etwas an die frische Luft zu bringen.

(Vgl. Werner Licharz, *Dialog mit Martin Buber*, Frankfurt 1982, S. 349).

Heute ist davon nur ein ganz kleines Geviert übriggeblieben. Doch wenn nicht mutige Menschen in Heppenheim gegen manche Widerstände für die Erhaltung des Gebäudes gekämpft hätten, wäre keine Erinnerung mehr an diesen zeitweiligen Bürger der Stadt übriggeblieben, hätte auch das Haus dem inzwischen in veränderter Form errichteten Neubau des Landratsamtes weichen müssen.

So kann ich noch etwas spüren von der Gegenwart eines großen jüdischen Denkers in Heppenheim. Doch wie Rauhreif legt es sich auf meine Gefühle, wenn ich daran denke, daß auch dieses Haus geplündert wurde, Bücher auf die Straße geworfen wurden, und Familie Buber in Heppenheim keine Wohnung mehr hatte.

Nun ist es 30 Jahre her, daß Martin Buber in Jerusalem gestorben ist. Ich bin dankbar, in der Stadt leben zu können, in der Martin Buber eine wichtige Zeit seines Lebens verbracht hat. Daß Gewalt, dumpfer Nationalismus und gemeiner Rassenhaß ihm die Rückkehr in diese Stadt unmöglich gemacht haben, das ist mir Mahnung für heute – auf meinen Wegen durch diese Stadt und andere Städte.

Buber privat - Auszüge aus Briefen:

Martin Buber an Gustav Landauer; Lindenfels im Odenwald, 4. 9. 1915:

Mein lieber Landauer –

... Wir haben kurz entschlossen ein Haus in Heppenheim, das uns eben angeboten worden war, zum 1. April gemietet. Die einzige Bitterkeit in unserer Freude darüber ist, daß wir von Ihnen und den Ihren räumlich getrennt werden; aber ich hoffe, daß wir uns oft sehen werden, und ich habe allerhand Ahnungen, daß wir später einmal auch eine räumliche Gemeinsamkeit finden werden – vielleicht gerade in dieser Gegend, die wir in der kurzen Zeit, seit wir sie kennen, lieben gelernt haben. Die Gründe unseres Ortswechsels kennen Sie ja; der stärkste ist das Bedürfnis nach einem Leben mit der Natur in einer unserem Gefühl adäquaten Landschaft ...

Martin Buber an Ernst Eljahu Rappeport; Heppenheim, 26. 6. 1916:

... Daß Ihnen die Zeitschrift nicht gefällt, kann ich gut verstehen; mir gefällt sie auch nicht. Aber besser kann sie in diesem Augenblick nicht gemacht werden; die Mitarbeiter, auf die es mir ankommt, sind derzeit entweder unerreichbar oder schreibunfähig. Nun hat Sie anscheinend auch noch meine Streichung verstimmt. Dürfte ich doch das Geschäft aufgeben und meiner Frau Obst einmachen helfen! Aber sie muß sein. Die Zeitschrift nämlich. Meine Frau allerdings auch ...

Paula an Ernst Eljahu Rappeport; Heppenheim, 2. 1. 1921:

Lieber Freund Rappeport, Sie sollen den ersten Brief im neuen Jahr haben. Als ich zuerst hörte, Sie wollten mit der nächsten Gelegenheit schon nach Palästina fahren, schien es mir so unausdenkbar, wie damals, als Sie zuletzt bei uns waren und am Morgen mit Eva zur Bahn gingen, daß Sie wirklich von hier fortführen.

18 Gedenktage

Jetzt, seitdem Sie wirklich dort sind, hat sich für mich an Palästina etliches sehr geändert, ich merke, man kann hinfahren und kann dort sein und alles wirklich, vorher meinte ich, das könnten nur Zionisten. Es liegt seither für mich nicht bloß im Atlas und in sehr kühnen Träumen und bei meinen Kindern. Als Ihr erster Brief kam, geriet ich in große Angst um Sie, als ob Sie irgendwo mit dem Ertrinken kämpften und ich müßte hinter einem Gitter zusehen. Martin beruhigte mich und aus Ihren späten Nachrichten sah ich dann, daß er recht hatte.

Nun soll ich auch von uns erzählen. Eva ist in dem Winter über zuhause und hat hebräischen und englischen Unterricht. Raffi ist in Berlin auf der landwirtschaftlichen Hochschule, augenblicklich allerdings ist er auf Ferien zuhause und da sein menschlicher Gärungsprozeß noch immer nicht beendet ist, d. h. er ist immer noch ein sehr unausgebackenes Brötchen, hat er vermutlich vor kurzem aus ganz egoistischen Gründen oder vielmehr auch aus solchen bedauert, daß kein Rapoport in der Nähe war, um seine Eltern auf verschiedene Wandlungen hin vorzubereiten. Ihm geht es gut trotz und bei alledem und wir haben uns indessen in „Fassung“ sehr gestärkt. Ubrigens ist er trotz vieler Schwankung doch in manchem menschlich gereift. –

Martin war vor kurzem eine Weile recht krank. Wir hatten einen sehr gewissenhaften, ja etwas pessimistischen jungen jüdischen Arzt zugezogen, der wohl alle Sorgfalt an seinen Patienten wendete, sich aber durch allerdings sehr schmerzhaftes Krampfzustände zu sehr schlimmen Diagnosen verleiten ließ und Martin durch eine Reihe von peinlichen und schmerzlichen Untersuchungsmethoden hetzte, um am Schluß nach einer Reihe von Röntgenuntersuchungen festzustellen, daß alles auf nervöser Grundlage beruhe. Ich hatte das zwar gleich zu Beginn gewußt, konnte aber Martin weder Schmerzen noch die Ärzte und Medikamente ersparen oder doch nur zum Teil und mir nicht, daß manchmal eine schlaflose Nachtstunde doch von Angsten heimgesucht wurde. Nun ist ja alles vorbei und Martin ginge es besser als seit Jahren, wenn er nicht so übermäßig arbeitete ...

Vorigen Herbst habe ich den Garten in vielen Teilen neu bepflanzt, auch mit schönen und seltenen Sträuchern, die ich noch nie blühen sah und das steht mir nun in den nächsten Monaten bevor und darauf warte ich nun in meiner vollen Gartenfreude. Ich versuche mir zu denken oder vielmehr einzubilden, wie es dort jetzt sein mag bei Ihnen, während bei uns, da es sehr lau ist, die Schneeglöckchen schon das Blühen versuchen wollen ...

Erinnern Sie sich noch an den kleinen Kater, dem Sie die Zotteln aus dem Fell schnitten – er ist immer noch bei uns und ich hoffe ihn noch lange zu haben – er ist mein Liebling geworden. Bei jeder Mahlzeit sitzt er auf meinen Knien und legt die Vorderpfötchen auf den Tisch. Wie ein Kobold haust er bei uns. Martin liebt er am respektvollsten, Eva vertraut er grenzenlos und vor Raffi hat er mit Grund etwas Angst ...

Franz Rosenzweig an Martin Buber; Frankfurt a. M., 12. 1. 1923:

Verehrter Herr Doktor! ... Als die Frankfurter Universität gegründet wurde, brachten verschiedene Leute, Lamprecht, Rade, Staerck u. a., den Gedanken auf, es könnte hier eine „jüdisch-theologische Fakultät“ entstehen. Die Idee scheiterte damals daran (was natürlich die christlichen Anreger am wenigsten geahnt hatten), daß die jüdischen Stifter der Universität den Gedanken sabotierten aus dem bekannten Angstgefühl, „nur nicht zu jüdisch“. Ganz stille wurde es von der Idee nicht, aber in Fluß kam sie

Heppenheim 19. XII. 21
 Lieber Otto Erdmann -
 Dem, was ich heute Theo Spira geschrieben
 habe und was ich sie, wenn es Ihnen recht
 ist, auch zu lesen bitte, habe ich noch an
 sie die Mitteilung beizufügen, dass ich den
 Plan einer weltweiten Gemeinschaft, von
 dem ich Ihnen bei Ihrem letzten Besuch sprach,
 schon bald heraus aufzusetzen habe. Ich habe
 erkannt, dass alle Menschenanordnungen,
 wollen untauglich sein und ungesegnet bleiben
 muss. Es ist gut auf dem Markt zu stehen,
 der allen offen ist; und es ist gut, ja gut,
 in der Wüste zu rufen, die eben doch auch
 allen offen ist; aber "was dazwischen ist, ist
 vom Übel". Dies muss ich Ihnen sagen, damit
 nichts Unklares zwischen uns sei.
 Da grüßen Sie herzlich.

Im

Biber

erst wieder durch einen Eingriff von anderer Seite: der Bischof von Limburg stellte Anfang 21 die Mittel für einen Lehrauftrag für „katholische Ethik“ zur Verfügung; so entschlossen sich Protestanten und Juden gleichfalls, solche Lehraufträge zu fördern. Das Vorschlagsrecht für den jüdischen Lehrauftrag bekam, da wir keine Bischöfe haben, die hiesige Gemeinde. Die Regierung fordert dann die philosophische Fakultät, der die Lehraufträge locker angegliedert sind („wie Fechten, Turnen und dergleichen“, sagte mir Joseph Horowitz einmal, wobei sein Ordinariat sich als ein pfauenartiges Rad materialisierte – Sie mögen es glauben oder nicht, aber ich habe es selbst gesehen), zu einem Bericht auf und ernennt dann. Der erste, den die Gemeinde präsentierte war Nobel, für den das eine ungeheure Sache war, weil er noch an die Universität glaubte, im Grunde vielleicht meinte, in einer Goetheprofessur viel mehr geleistet zu haben als als Rabbiner, was natürlich ein ganz Schwere Irrtum war; aber hinter seinem Marburger Studienjahr, das ja zwischen zwei Amtsperioden fiel, standen Habilitation und Berufswechselabsichten. Nobel starb, ehe die Ernennung von Berlin kam. Im März wurde, schon während meiner Krankheit, deren Schwere die Leute aber nicht wußten, ich als Nachfolger für den Lehrauftrag vorgeschlagen ... Ich möchte nun, daß Sie sich überlegen, ob Sie die Aufgabe übernehmen wollen. Die Sache ist noch im Stadium, wo alles daraus werden kann. Die Gefahr ist natürlich, daß es nun irgendein Rabbiner macht, und daß die „Fakultät“, die sicher daraus wird, (schon jetzt spricht man von 3 Lehraufträgen), eine Rabbinerbildungsanstalt zu den übrigen wird. Das eben hätte ich verhindern müssen und es ist zu verhindern. Nirgends wird so rasch eine Tradition geschaffen wie an der Universität; weil nämlich dort die Lebensdauer einer Generation höchstens zwei Jahre beträgt und infolgedessen die Studenten, die im dritten Jahr kommen, das Vorgefundene schon so ansehen, als ob es ewig hier am Ort gewesen wäre. Und wer zuerst kommt, mahlt zuerst; man wird die anderen Lehraufträge nicht besetzen, ohne den Inhaber des ersten zu fragen, und vor allem: man wird sie nicht so besetzen, daß der zweite und dritte gegen den ersten blamabel abfallen. Also handelt es sich um eine kleine Klinke, die ein großes Tor aufmacht. Das große Tor aber trägt zwar die Aufschrift: Theologische Fakultät; aber dahinter kann die theologische Universität liegen, an der wir alle arbeiten sowohl um der zu enttheologisierenden Theologie wie um der zu universalisierenden Universität willen ...

Franz Rosenzweig an Martin Buber; Frankfurt a. M., 29. 9. 1925:

Lieber Freund, es ist mir gar nicht schwer; dazu habe ich das Du im Stillen schon viel zu oft gesagt.

Den Abstand zwischen uns macht gar nicht so der Altersunterschied, obwohl ihn eine rund zehnjährige Spanne männlicher Welterfahrung noch vergrößert – denn Du warst mit zwanzig schon öffentlich, während ich mit dreißig noch zu Rumpelstilzchens Spruch tanzte – sondern ein Gefühl in mir, dem ich bisher durch die gewohnte Briefüberschrift Ausdruck geben durfte; fast bedaure ich, daß das jetzt stillos wäre; aber es bleibt ja mein verschwiegener Unterton, wie bisher das verschwiegene Du ...

Nelly Braude-Buber an Martin Buber; Lodz, 5. 2. 1928:

Mein geliebter alter Cina (= Abkürzung für polnisch Marcinar = Martin, Anm. des Hrsg.), ... nicht nur heute denke ich an Dich, wo Dich so viele Freunde mit ihrer Verehrung, mit schönen Worten umgeben; und nicht nur wenn ich voll tiefer Dank-

barkeit einen neuen Band von Dir empfangen, dankbar für das Schöne, das Du schaffst, und dankbar, daß Du meiner gedenkst, — und nicht nur jedes Jahr am 8. Februar — der Geburtstag ist mir von Kindheit an mehr als die anderen Tage, ein Tag des Gedenkens — aber mir kommt vor, daß die Treue zu Dir mir so tief im Herzen liegt, daß sie mein eignes Heim erfüllt und meinen Alltag verklärt. Und mit der Zeit habe ich mich drein gefügt, was mich früher so sehr kränkte: daß meine Gedanken Deinem Fluge oft nicht folgen können und ich oft Deine Worte nicht begreife — aber mir scheint, es geht vielen so, die halt viel einfacheren Geistes sind als Du, und vielleicht schadet das gar nicht so sehr, wenn wir bloß gefühlsmäßig erfassen, woher all Dein Streben kommt und wohin es führt ... Und ich wünsche Dir auch, Dein geschriebenes Lebenswerk solle alle Deine eigenen Wünsche und Hoffnungen erfüllen. Aber zugleich begleiten meine Wünsche alle, die Dir teuer sind, um die Du Dich sorgst, von denen Dir Freude und Leid im Leben kommt — wenn ich reden dürfte, wie die Großmutter zu Dir reden möchte, möchte ich sagen an Deinem Geburtstag: Gott schütze Paula, sie ist Deines Lebens Stütze und Schutz — Gott führe Deinen Sohn und Deine Tochter, die ihren eigenen Lebensweg gehen müssen, so, daß ihr Leben gut in Deinen Augen bleibe — Gott lasse Deine Enkel blühen zu Deiner Freude und Gott erhalte Deinen, unseren Vater noch lange Jahre am Leben. Du weißt vielleicht nicht, mit wie viel Liebe und Zärtlichkeit er an Dir hängt; er war nie der Mensch um es auszudrücken, und dann: das Leben hat Dich von ihm weggerückt, weit, nicht nur im Raume, und er weiß von Deinem täglichen Leben nur das Wenige, was Du ihm mitteilst, es ist nicht seine Schuld, wenn er in der Ferne steht und Du vielleicht gar nicht fühlst, wie nah er Dir ist. — Wenn ich nach Lemberg komme — ich fahre zweimal des Jahres hin, um die Eltern zu sehen —, da spricht er am liebsten von Dir. Liest umständlich alles, was Du schreibst — versteht nicht und nörgelt herum, versteht schon besser, was andere über Dich schreiben, und freut sich über jedes Wort ...

Karl Ludwig Schmidt an Martin Buber; Bonn, 11./12. 1. 1933:

Sehr verehrter Herr Kollege Buber ... Gegenüber Ihrer Erfahrung, die Sie als Mensch und doch wohl gerade als Jude haben, komme ich mir vor wie ein kleiner Sendling aus dem Beruf heraus, in den ich hineingestellt bin. Aber dieser Beruf ist getragen, soll getragen sein von dem Amt der Kirche Jesu Christi. Von da aus glaube ich primär als Exeget reden zu müssen nicht weil ich nun mal als Exeget des Neuen Testaments in seiner Verbindung mit dem Alten Testament angestellt bin, sondern weil alle Theologie — darin werde ich mit Ihnen einig sein — Exegese der Heiligen Schrift ist, wobei sich Exegese und Dogmatik nur technisch unterscheiden ...

*In einem der Lehrhausgespräche (mit Karl Ludwig Schmidt über „Kirche, Staat, Volk, Judentum“ am 14. 1. 1933) faßte **Buber** in seinen zwei „Antworten“ an Schmidt das Selbstverständnis der Kirche und das Selbstverständnis Israels (im Sinne von „Gottesvolk“) zusammen, wobei er sein jüdisches Empfinden gegenüber der Kirche so darlegte, daß viele Juden es als für sie stellvertretend ansehen konnten.*

„Ich lebe nicht fern von der Stadt Worms, an die mich auch eine Tradition meiner Ahnen bindet; und ich fahre von Zeit zu Zeit hinüber. Wenn ich hinüberfahre, gehe ich immer zuerst zum Dom. Das ist eine sichtbar gewordene Harmonie der Glieder,

eine Ganzheit, in der kein Teil aus der Vollkommenheit wankt. Ich umwandle schauend den Dom mit einer vollkommenen Freude. Dann gehe ich zum jüdischen Friedhof hinüber. Der besteht aus schiefen, zerspellten, formlosen, richtungslosen Steinen. Ich stelle mich darein, blicke von dem Friedhofsgewirr zu der herrlichen Harmonie empor, und mir ist, als sähe ich von Israel zur Kirche auf. Da unten hat man nicht ein Quentchen Gestalt; man hat nur die Steine und die Asche unter den Steinen. Man hat die Asche, wenn sie sich auch noch so verflüchtigt hat. Man hat die Leiblichkeit der Menschen, die dazu geworden sind. Man hat sie. Ich habe sie. Ich habe sie nicht als Leiblichkeit im Raum dieses Planeten, aber als Leiblichkeit meiner eigenen Erinnerung bis in die Tiefe der Geschichte, bis an den Sinai hin. Ich habe da gestanden, war verbunden mit der Asche und quer durch sie mit den Urvätern. Das ist Erinnerung an das Geschehen mit Gott, die allen Juden gegeben ist. Davon kann mich die Vollkommenheit des christlichen Gottesraums nicht abbringen, nichts kann mich abbringen von der Gotteszeit Israels. Ich habe da gestanden und habe alles selber erfahren, mir ist all der Tod widerfahren: all die Asche, all die Zerspelltheit, all der lautlose Jammer ist mein; aber der Bund ist mir nicht aufgekündigt worden. Ich liege am Boden, hingestürzt wie diese Steine. Aber aufgekündigt ist mir nicht. Der Dom ist, wie er ist. Der Friedhof ist, wie er ist. Aber aufgekündigt ist uns nicht worden."

(Buber: Kirche, Staat, Volk und Judentum, in: Der Jude und sein Judentum, Köln, 1963, S. 569).

Karl Ludwig Schmidt an Martin Buber; Bonn, 28. 1. 1933:

Hochverehrter, lieber Herr Buber, ... Unsere lange Unterhaltung in Ihrem Heim zu Heppenheim war fair mich ein ordentliches Studium, bei dem ich viel gelernt zu haben glaube. Und im D-Zug, dann im Stuttgarter Hotel und schließlich bei der öffentlichen Auseinandersetzung selbst ist alles noch intensiver geworden ...

Karl Ludwig Schmidt an Martin Buber; Bonn, 23. 2. 1933:

Sehr verehrter lieber Herr Buber, [...] Sie werden verstehen, daß ich mich mehr als je mit der leidigen Politik befasse. Ich kann mir nicht helfen: dieser „deutschen“, dieser „nationalen“ Regierung schäme ich mich als Deutscher und als evangelischer Christ ...

Nikolaus Ehlen an Martin Buber; Velbert, 2. 4. 1933:

Grüß Euch Gott! Diese kurzen Worte sollen wenigstens der Ausdruck sein, daß wir in diesen Tagen oft an Euch denken! Als lebendige Christen und insbesondere als Katholiken und auch als geborene aber auch getaufte Deutsche werden wir es doch noch dürfen! Nein, wir müssen es, wenn wir nicht Jesus verraten wollen!

In dankbarer Freundschaft

Emil Brunner an Martin Buber; Bad Wildungen, 10. 4. 1933:

Verehrter lieber Herr Buber, ich habe in diesen Wochen jeden Tag an Sie gedacht. Ich hätte wohl noch früher geschrieben, hätte ich nicht Angst gehabt, Sie dadurch even -

tuell in Verlegenheit zu bringen. Sie wissen ja ohne daß ich viel sage, wie ich denke. Gott hat ihre Arbeit bisher reich gesegnet, er wird sie auch in diesen bitteren Zeiten nicht im Stich lassen. Ihr Volk hat ja immer „in der Tiefe“ Gott finden müssen und ist damit der ganzen Menschheit zum Segen geworden. Ich weiß, daß Sie Jes. 53 anders lesen als ich. Aber daß dies Kapitel auch den Sinn hat, den Sie darin sehen, glaube ich fest. – Was steht Ihnen wohl noch bevor und was ist wohl schon geschehen? Ob das Beamtengesetz auch Sie trifft? Nun, Sie waren ja nie „Professor“ noch weniger „Beamter“. Sie sind und bleiben, so Gott will, ein „Beauftragter“. Die Zeit der Wüstenwanderung, die jetzt für Sie begonnen hat, kann ja auch eine Zeit großer Offenbarung sein. Gott gebe es.

In Treue und Liebe mit Ihnen tief verbunden

Gerhard Kittel an Martin Buber; Tübingen, 13. 6. 1933:

Sehr geehrter Herr Kollege, Ich übersende Ihnen mit gleicher Post ein Büchlein „Die Judenfrage“. Ich bin mir bewußt, daß Gesichtspunkte darin enthalten sind, die Ihnen als Juden feindselig erscheinen müssen ...

Martin Buber an Gerhard Kittel; Undatiert, Antwort auf Kittels Brief vom 13. 6. 1933:

Sehr geehrter Herr Kollege – ... Als ich dann aber das Ganze in seinem Zusammenhang auf mich wirken ließ, wurde es mir nicht möglich anzuerkennen, daß Sie, wie Sie mir schreiben, „dem Judentum wirklich als solchem gerecht würden“. Ich kann es z.B. nicht gerecht finden, den auch mir bedenklichen Anteil der Juden an gewissen „modernen“ Tendenzen ... dadurch zu kennzeichnen, daß man, wie Sie es auf S. 48f. tun, von dem Einfluß des jüdischen Arztes, des jüdischen Rechtsanwalts, des jüdischen Kaufmanns spricht ...

Martin Buber an Hans Trüb; Heppenheim, 22. 6. 1933:

Lieber Hans – ... In Deutschland sieht es nicht gut aus. Zum erstenmal kommt mir der Zweifel, ob ich hierzulande meine Arbeiten werde zu Ende führen können. Die Atmosphäre wirkt destruktiv auf das Atmungssystem der Seele ...

Martin Buber an Ernst Simon; Heppenheim, 2. 3. 1938:

Lieber Dr. Simon. Ich bin eben aus einer heftigen und hartnäckigen Grippe hervorgetaucht und kann Ihnen daher erst jetzt und auch nur kurz schreiben. Vor allem Dank für all Ihre guten Worte zu meinem Geburtstag, die privaten und die öffentlichen ... Unsere Umzugssache war, nachdem endlich nach den mühseligen Monaten meines Lebens die Schwierigkeiten und Hindernisse überwunden waren, dadurch gestört, daß meine Frau auf der Kellertreppe stürzte und eine Woche lang den Fuß nicht bewegen konnte, und danach durch meine Grippe. Nun wird aber wirklich gepackt, in dieser Woche werden die Leute fertig, in der nächsten wird das Haus hergerichtet usw., wir reisen am 13., und haben unterwegs noch in Zürich und Italien zu tun, schiffen uns am 19. in der Esperia ein und sind am 24. in Haifa ...

Quellenangabe: Zitiert aus Martin Buber, Briefwechsel aus sieben Jahrzehnten, in 3 Bdn., herausgegeben und eingeleitet von Grete Schaeder, Heidelberg, 1972/73/75.

STUTTGARTER SCHULDBEKENNTNIS -

50 Jahre Stuttgarter Schuldbekanntnis.

18./19. Oktober 1945 — 18./19. Oktober 1995.

Silke Alves

1942, als die Nazis die Juden in der Ukraine durch Massenerschießungen ausrotteten, konnte die damals 12-jährige Donia als einzige ihrer Familie zu einer christlichen Freundin fliehen. Als diese das verfolgte jüdische Mädchen nicht länger verstecken konnte, brachte sie Donia das 'Vater Unser' bei, hängte ihr ein kleines Kreuz um den Hals und empfahl ihr, auf Bauernhöfen eine Anstellung zu suchen. Die christliche Verkleidung konnte Donia nicht helfen.

Sie wurde als Jüdin erkannt, verprügelt, getreten und fortgeschickt. Im Wald fand sie Zuflucht, überlebte unter den widrigsten Bedingungen und fand 1948 in Israel eine neue Heimat.

Als ich 1983 mitten in meinem Theologiestudium als Freiwillige der Aktion Sühnezeichen für eineinhalb Jahre nach Israel ging, trug ich eine Kette mit einem kleinen goldenen Kreuz, das ich zur Konfirmation geschenkt bekommen hatte. Es war mir eine wichtige Erinnerung an meine Konfirmation, die ich sehr bewußt gefeiert hatte und die bei mir mit der Entscheidung Pfarrerin zu werden, zusammengefallen war. Ich sah keinen Grund diese Kette in Israel nicht zu tragen.

Die Schuld, die auch die Kirche, zu der ich gehöre, auf sich geladen hatte, war ja gerade der Anlaß, weshalb ich mit der Aktion Sühnezeichen in Israel arbeiten wollte. Wenn ich ein Zeichen der Sühne setzen will für diese Schuld, dann kann doch ein sichtbares Zeichen für mein Christsein, für meine Zugehörigkeit zu dieser — schuldig gewordenen — Kirche eher hilfreich sein, um mein Anliegen verständlich zu machen. So dachte ich.

Seit ich Donia regelmäßig in einer psychiatrischen Klinik besuchte — nach Geschichtsstudium und langjähriger Mitarbeit in Yad vaShem wurde sie schließlich von den grauenhaften Erinnerungen eingeholt — trage ich mein kleines goldenes Kreuz nicht mehr. Die Begegnungen mit dieser an Körper und Seele so verletzten Frau, der Beginn einer wunderschönen — inzwischen 11 Jahre währenden — Freundschaft, waren für mich einschneidende Erlebnisse, die das, was mir in meinem Leben und in meinem Beruf ein Anliegen ist, fortan mitbestimmen. Domas Buch — als die Engländer das Schiff mit ihrem Kindertransport in Palästina nicht anlegen ließen und sie auf Zypern warten mußte, schrieb sie die Erinnerungen an ihren Leidensweg auf unter dem Titel: „The Forest My Friend“ — war nach der Bibel das Buch, das mich am tiefsten anrührte.

Daß das Zeichen des Kreuzes Donia keinen Schutz gewährte, daß sie Zuflucht nicht in den christlichen Bauersfamilien fand, sondern im Wald, in den sie — von Christen verraten — fliehen mußte, das konnte nicht ohne Spuren an meinem kleinen goldenen Kreuz vorübergehen. Daß es seit nunmehr elf Jahren in einer Schublade liegt, gibt keineswegs den Standort meines Glaubens an. Im Gegenteil: ich bin glücklich, daß ich im christlichen Glauben durch dieses Leben gehe, und ich bin mit großer Freude Pfarrerin.

Die Antwort meines christlichen Glaubens auf die Begegnung mit Donia und auf das Lesen ihres Buches konnte aber nicht sein, ihr nun das Kreuz entgegenzuhalten.

Christsein bedeutet für mich hier, Donia, der — von christlichen Familien fortgeschickt — der Wald als einziger Freund blieb, eine menschliche Freundin zu werden.

Die erste sichtbare Veränderung, die der jüdisch-christliche Dialog an mir bewirkte, geschah nicht in einer theologischen Auseinandersetzung mit dem Judentum. Am Anfang stand das Erschrecken über die Shoah, den Holocaust, das trotz vieler Bücher, die ich zuvor las, und vieler Filme, die ich sah, doch erst in der Begegnung mit Überlebenden der Shoah in aller Tiefe aufbrach.

Daß ein Symbol, das mir lieb und wertvoll ist, in anderen Menschen Wunden aufreißt, zeigte mir, daß jüdisch-christlicher Dialog nicht einfach ein theologischer Gedankenaustausch oder gar Schlagabtausch sein kann, sondern daß die Verletzungen der Opfer und die Schuld der Täter in diesem Dialog nicht ausgeblendet werden können. Als ich nach 1½ Jahren wieder nach Deutschland zurückkehrte, war es mir nicht möglich, im Theologiestudium einfach da wieder einzusetzen, wo ich es unterbrochen hatte.

Die Begegnung mit Menschen, die — meist als einzige ihrer Familie — den nationalsozialistischen Tötungsaktionen auf irgendwelchen Wegen entronnen sind, waren so erschreckende und belastende Erfahrungen, daß ein geradliniges Fortsetzen des Theologiestudiums nicht möglich war, ohne zunächst den aufgebrochenen Fragen nachzugehen.

Auf der Suche nach einem glaubwürdigen Weg in meiner Kirche wurde mein zentrales Thema in den folgenden Semestern das Thema „Schuld“.

Dabei fand ich bei diesem so bedeutsamen Thema zwar oft gewichtige, eindrucksvolle Formulierungen, aber sie werden selten konkret, haben meist keinen Bezug zur Lebensrealität. Über das Sündersein ‚an sich‘ wurden die großartigsten theologischen Gedankengebilde gebaut, aber man blieb - von Ausnahmen abgesehen — ‚an sich‘ und kam nicht zu sich.

Selbst bei Martin Luther ist es erstaunlich, wie er bei aller Einsicht in die eigene Sündhaftigkeit doch nie zu einer Einsicht und erst recht nicht zu einem Bekenntnis seiner Schuld etwa gegenüber den Juden gelangte. Das Gebot der Nächstenliebe allein hätte ihn doch zur Erkenntnis dieser Schuld führen können.

Für mich selbst eröffnete die Beschäftigung mit dem Thema ‚Schuld‘ einen neuen Zugang zum Kreuz. Ich trage es zwar immer noch nicht als goldenes Demonstrationsobjekt um den Hals, aber als der Ort an dem Jesus Christus ohne Schuld litt und starb, ist es ohne Frage der Schnitt- und Angelpunkt für Schuld und Vergebung. Ein Textabschnitt aus der Passionsgeschichte des Lukasevangeliums (23, 39—43) wirft ein für mich neues Licht auf den Zusammenhang von Kreuz, Schuld und Vergebung:

Aber einer der Übeltäter, die am Kreuze hingen, lästerte ihn und sprach: Bist du nicht der Christus? Hilf dir selbst und uns!

Da wies ihn der andere zurecht und sprach: Und du fürchtest dich auch nicht vor Gott, der du doch in gleicher Verdammnis bist?

Wir sind es zwar mit Recht, denn wir empfangen, was unsere Taten verdienen; dieser aber hat nichts Unrechtes getan.

Und er sprach: Jesus, gedenke an mich, wenn du in dein Reich kommst!

Und Jesus sprach zu ihm: Wahrlich ich sage dir: Heute wirst du mit mir im Paradies sein.

Dem einen ‚Übeltäter‘, der zugibt, daß er ‚mit Recht‘ zum Tode verurteilt ist und zu Jesus spricht: ‚Gedenke an mich!‘, dem verheißt Jesus am Kreuz das Paradies — und zwar ‚heute‘.

Manchmal habe ich den Eindruck, daß der Kirche zu wenig bewußt ist, welche Gabe und welche Aufgabe im Bekennen konkreter Schuld, in der Zusage der Vergebung, in Umkehr und Versöhnung liegt.

Ich bin überzeugt, daß die Linie, die sich von Martin Luthers Aussagen über die Juden bis zur Judenverfolgung im Nationalsozialismus zieht, hätte durchbrochen werden können, wenn bei ihm selbst oder auch in den Jahrhunderten dazwischen Schuld-einsicht zu einem öffentlichen Schuldbekenntnis geführt hätte.

Eine wichtige Station auf meiner Suche war das Stuttgarter Schuldbekenntnis, das der Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland am 19. Oktober 1945 vor einer Delegation des Ökumenischen Rates in Stuttgart ausgesprochen hat.

Der Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland begrüßt bei seiner Sitzung am 18./19. Oktober 1945 in Stuttgart Vertreter des Ökumenischen Rates der Kirchen.

Wir sind für diesen Besuch um so dankbarer, als wir uns mit unserem Volke nicht nur in einer großen Gemeinschaft der Leiden wissen, sondern auch in einer Solidarität der Schuld. Mit großem Schmerz sagen wir:

Durch uns ist unendliches Leid über viele Völker und Länder gebracht worden. Was wir unseren Gemeinden oft bezeugt haben, das sprechen wir jetzt im Namen der ganzen Kirche aus: Wohl haben wir lange Jahre hindurch im Namen Jesu Christi gegen den Geist gekämpft, der im nationalsozialistischen Gewaltregiment seinen furchtbaren Ausdruck gefunden hat; aber wir klagen uns an, daß wir nicht mutiger bekannt, nicht treuer gebetet, nicht fröhlicher geglaubt und nicht brennender geliebt haben.

Nun soll in unseren Kirchen ein neuer Anfang gemacht werden. Gegründet auf die Heilige Schrift mit ganzem Ernst ausgerichtet auf den alleinigen Herrn der Kirche, gehen sie daran, sich von den glaubensfremden Einflüssen zu reinigen und sich selber zu ordnen. Wir hoffen zu dem Gott der Gnade und Barmherzigkeit, daß er unsere Kirchen als sein Werkzeug brauchen und ihnen Vollmacht geben wird, ein Wort zu verkündigen und seinem Willen Gehorsam zu schaffen bei uns selbst und bei unserem ganzen Volk.

Daß wir uns bei diesen neuen Anfang mit den anderen Kirchen der ökumenischen Gemeinschaft herzlich verbunden wissen dürfen, erfüllt uns mit tiefer Freude.

Wir hoffen zu Gott, daß durch den gemeinsamen Dienst der Kirchen dem Geist der Gewalt und der Vergeltung, der heute von neuem mächtig werden will, in aller Welt gesteuert werde und der Geist des Friedens und der Liebe zur Herrschaft komme, in dem allein die gequälte Menschheit Genesung finden kann.

So bitten wir in einer Stunde, in der die ganz Welt einen neuen Anfang braucht: Veni, creator spiritus!

Stuttgart, den 18./19. Oktober 1945

gez.	D. Wurm	Dr. Lilie	Dr. Heinemann
	Asmussen DD.	Hahn	Smend D. Dr.
	Held	Lic. Niesel	Martin Niemöller
	D. Meiser	Dibelius	

Um das Stuttgarter Schuldbekenntnis hat es viele unfruchtbare Diskussionen gegeben. Wir würden 50 Jahre, nachdem es ausgesprochen wurde, auf der Stelle treten, wenn wir nun noch einmal mehr an der Frage hängenblieben, ob es Kollektivschuld überhaupt geben kann oder nicht, wenn wir noch einmal bedauerten wie wenig konkret die Formulierungen von damals waren, wenn wir das Schuldbekenntnis als wertlos abtun wollten, weil es wohl nicht ganz freiwillig, vielleicht nicht aus vollem Herzen gesprochen wurde.

Ohne Zweifel hat das Stuttgarter Schuldbekennnis am 19. Oktober 1945 Wege der Versöhnung eröffnet, auf denen wir bis heute gehen. Wenn wir 50 Jahre später in der Kritik steckenblieben, dann würde unser Rückblick ein Rückschritt, und wäre dem, was ein Schuldbekennnis schenkt, nämlich Eröffnen eines neuen Ausblicks und neuer Wege, ganz und gar unangemessen.

Um auf den in Stuttgart eröffneten neuen Wegen weiterzugehen, lohnt ein Blick noch viel weiter zurück, nämlich in die Bibel. In der hebräischen Bibel finden wir eine Reihe von Gebeten, genauer gesagt von Schuldbekennnissen des Volkes, die weder in der wissenschaftlichen Exegese noch in der kirchlichen Gebetspraxis genügend Beachtung fanden. In kollektiven Gebeten schaut Israel zurück auf seine Geschichte als Schuldgeschichte und bekennt zugleich sich selbst schuldig. Beispiele für kollektive Schuldbekennnisse, in denen neben der eigenen Schuld auch geschichtliche Schuld — 'Sünde der Väter' genannt — mit ausgesprochen wird, sind z.B.: Psalm 106; Esra 9,6—15; Nehemia 1,5-11; Nehemia 9 und Daniel 9.

In Bekenntnissen wie: „*Wir haben gesündigt samt unseren Vätern*“ (Psalm 106,6) hat Israel einen unübertroffenen Zugang gefunden und formuliert zu der Tatsache, daß die Schuld der Väter Konsequenzen hat für die folgenden Generationen, aber daß nicht sie allein das Geschick der Nachfahren bestimmt.

In langen Geschichtsrückblicken innerhalb dieser Gebete wird die Erinnerung an die Schuld der Vorfahren bis in viele Einzelheiten hinein wachgehalten und zusammen mit der eigenen Schuld vor Gott ausgesprochen.

Die Christenheit, die sich bestimmte Teile der hebräischen Bibel, etwa messianische Weissagungen, wie selbstverständlich zu eigen machte, kam nicht auf den Gedanken, diese Schuldbekennnisse des Volkes zu übernehmen und auf die Kirche zu beziehen. Hätte die Kirche nicht häufiger Anlaß gehabt, sich diese Schuldbekennnisse zu eigen zu machen, die herrlichen prophetischen Trostworte auf sich zu beziehen?

Wenn das Stuttgarter Schuldbekennnis etwas von der Klarheit und der Konkretion dieser biblischen Schuldbekennnisse übernommen hätte und das Versagen der Kirche gegenüber den Juden offen ausgesprochen hätte, dann würde dieses Bekenntnis wohl glaubwürdiger in den Augen der Opfer dieses kirchlichen Versagens.

Zum 50. Jahrestag des Stuttgarter Schuldbekennnisses möchte ich darum vorschlagen, eines dieser biblischen Schuldbekennnisse zum Vorbild zu nehmen und in ebensolcher Ernsthaftigkeit und Konkretheit ein eigenes Bekenntnis der Schuld der Kirche zu formulieren.

Vorschlag eines Schuldbekennnisses im Jahre 1995:

Gott, unser Vater,

in diesen Tagen vor 50 Jahren haben Christen in unserem Land öffentlich die Schuld ausgesprochen, die die Kirche in den Jahren der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft auf sich geladen hat.

In tiefer Dankbarkeit stehen wir vor der Tatsache, daß Du der Kirche in Deutschland einen neuen Anfang und eine Zukunft geschenkt hast. Stauend entdecken wir Deine Gnade in manchen neuen Aufbrüchen, in erlebter Versöhnung mit Völkern und Ländern, über die von deutschem Boden aus unendliches Leid gebracht wurde.

Als ein besonderes Geschenk danken wir dir dafür, daß nach der tödlichen Wirkung von christlichem Antisemitismus in unserer Kirche ein Umdenken begann, das einen neuen Dialog zwischen Christen und Juden eingeleitet hat.

28 Gedenktage

In der Erinnerung an die Schuld unserer Kirche im Dritten Reich, im Dank für die Vergebung, die du geschenkt hast, für die Umkehr, die du ermöglicht hast, stellen wir uns der Aufgabe, wachsam und kritisch alle Entwicklungen in unserer Kirche und unserer Gesellschaft zu beobachten.

Die Christen, die im Oktober 1945 in Stuttgart ihre Schuld bekannten, klagten ihre Unzulänglichkeit im Kampf gegen den Geist an, der im nationalsozialistischen Gewaltregiment seinen furchtbaren Ausdruck gefunden hat. Beschämt darüber, daß wir immer noch im Kampf gegen diesen Geist stehen müssen, bekennen wir, daß wir oft untätig und hilflos zuschauen, wie sich rechtsradikales Gedankengut unter jungen Menschen ausbreitet. Doch trotz der Brandanschläge auf Ausländerwohnungen und auf eine Synagoge fallen weiterhin kirchliche Erziehungsprojekte für Kinder- und Jugendarbeit den Sparmaßnahmen zum Opfer. In den wirtschaftlichen Problemen unserer Zeit bekennen wir, daß die Kirche der allgemeinen Resignation keine frohe, mutmachende Botschaft entgegengesetzt, sondern daß auch in kirchlichen Gremien die Diskussionen um Geldnot und Sparmaßnahmen die Tagesordnungen beherrschen, daß auch die Kirche keine anderen Wege sieht, als — auf vielleicht etwas sanftere und unauffälligere Weise — ebenfalls Stellen zu kürzen.

Angesichts der fortschreitenden Zerstörung unserer Umwelt, angesichts von Genmanipulationen und Experimenten mit dem werdenden Leben, auch angesichts der grausamen Ausbeutung von Tieren erkennen wir, daß unser Bekenntnis zu Dir, dem Schöpfer des Himmels und der Erde, ein Lippenbekenntnis bleibt, ohne Konsequenz für Deine gequälte Schöpfung.

Wir beten darum, Friedensstifter und Werkzeuge des Friedens zu sein, aber selbst die furchtbaren Bilder von Kriegen in unserer nächsten und in etwas fernerer Umgebung, läßt kaum einen Schrei des Entsetzens über unsere Lippen kommen, ja selbst für deutsche Waffenlieferungen werden noch gute Argumente gefunden.

Unsere Schuld sprechen wir vor Dir aus und bitten um Deine Vergebung, die uns zur Umkehr von bösen Wegen befähigt. Wir trauen Dir zu, daß Du uns aus den Verstrickungen befreist, die doch nur deshalb so zwanghaft und machtvoll aussehen, weil wir Dir und Deiner befreienden Kraft nicht vertrauen.

Wir hoffen zu Gott, daß durch den gemeinsamen Dienst der Kirchen dem Geist der Gewalt und der Vergeltung, der heute von neuem mächtig werden will, in aller Welt gesteuert werde und der Geist des Friedens und der Liebe zur Herrschaft komme, in dem allein die gequälte Menschheit Genesung finden kann.

So bitten wir in einer Stunde, in der die ganze Welt einen neuen Anfang braucht: Veni, creator spiritus!

Liedvorschläge:

EG 235

EG 584

EG 585